

Ist die Humboldt-Universität noch zu retten?

Prof. Dr. Heide Ziegler, Universität Stuttgart

Die mit diesem Titel zum Ausdruck gebrachte Frage dürfte im Grunde so nicht gestellt werden. Denn sie impliziert zwei vorausgesetzte Annahmen, die nicht unhinterfragt bleiben dürfen. Erstens: wir wissen, was wir meinen, wenn wir von der Humboldt-Universität sprechen. Zweitens: wir sind uns einig, daß wir die Humboldt-Universität retten *wollen*. Beide Annahmen aber sind zumindest erklärungsbedürftig.

Da ich hier vor einem Heidelberger Publikum spreche und es sich auch nicht um ein Kolloquium über die Geschichte oder gegenwärtige Situation einzelner deutscher Universitäten handelt, kann man davon ausgehen, daß ich nicht über die Humboldt Universität in Berlin spreche (deren Rettung heute erfreulicherweise wohl schon außer Zweifel steht), sondern über die Idee, die man mit der Humboldt-Universität verbindet. Doch auch diese scheinbar so offensichtliche Klarstellung ist nicht unproblematisch. Denn nachdem Wilhelm von Humboldt, von Friedrich Wilhelm III. zum Geheimen Staatsrat berufen, vom März 1809 bis zum Juni 1810 die Sektion Kultus und Unterricht im preußischen Ministerium des Innern übernommen hatte, galt seine besondere Sorge in der Tat der Gründung einer Universität in Berlin. Nachdem die Universitätsstadt Halle durch den Tilsiter Frieden an das Königreich Westfalen abgetreten werden mußte, war der Aufbau einer Universität in der Hauptstadt dringlich geworden.[1] Aber was Humboldt in den knapp sechzehn Monaten seiner Amtszeit schaffte, war viel mehr, als einen Ersatz für die Universität Halle zu schaffen - es war die Neukonstituierung der deutschen Universität zu einem Zeitpunkt, als ihr Fortbestehen durch ihren meistens antiquierten inneren Zustand ernsthaft bedroht war. Unter den bekannten Zeitgenossen Fichte, Schleiermacher, Schelling oder Henrik Steffens, die alle dasselbe Humanitäts- und Bildungsideal vertraten, scheint Wilhelm von Humboldt vor allem durch seine organisatorische Leistung herauszuragen, die in der Tat bewundernswert ist. Dennoch ist er letztlich auch der *geistige* Vater der deutschen Universität, und dieser Leistung, die in den sechzehn Monaten seiner Amtszeit mit Hilfe seines organisatorischen Talents zwar zum Ausdruck kam, deren Wurzeln aber lebensgeschichtlich viel tiefer lagen, gilt es nachzugehen, wenn die Voraussetzungen geklärt werden sollen, unter denen die Frage, ob die Humboldt-Universität heute noch zu retten sei, Sinn macht und ob sie darum auch sinnvoll beantwortet werden kann.

Lange hatte Wilhelm von Humboldt mit sich gerungen, bevor er seine Berufung zum Chef des preußischen Erziehungswesens durch den König annahm. Zwar hatte er bereits von 1790

den Naturwissenschaften, so erscheint Humboldts Wahl der Wissenschaftsgebiete zumindest einseitig. Gerade das Beispiel der Griechen zeigt, daß die Wissenschaft vom Menschen schwerlich von der Naturwissenschaft absehen kann. Der Arzt Hippokrates leitete aus seinen naturwissenschaftlichen Studien den sogenannten Hippokratischen Eid ab, der den Arzt auf ethisches Verhalten verpflichtet. Demokrit und nach ihm Epikur sowie der Römer Lukrez suchten das Verhalten der Atome nach stochastischen Prinzipien zu erfassen und zu beschreiben, und noch Karl Marx schrieb eine rühmensewerte Dissertation über die *Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie* (1841)[5], in der er vor allem auf die gesellschaftspolitische Relevanz des Zufalls hinweist, den Epikur und nach ihm Lukrez aus der Deklination der Atome von der geraden Linie abgeleitet hatten. Dagegen spricht Spranger davon, daß durch das Studium der Griechen, der Geschichte und der vergleichenden Anthropologie für Humboldt die eigene *Innerlichkeit* bereichert wurde. Über Humboldt hinausweisend stellt sich das Humboldtsche Bildungsideal daher als eine Form der Spannung zwischen Innen und Außen dar - die dann leicht zu ertragen ist, ja geradezu wünschenswert erscheinen kann, wenn Individuum und Gesellschaft, wie in der idealisierten Polis, im Einklang stehen. Denn Universalität kann in der Tat nur solange als Ausweitung der Individualität erscheinen, wie sie den Gesamtbereich *menschlicher* und nicht naturwissenschaftlicher oder technologischer Erkenntnis meint. Für Humboldt konnte die individuelle Idealität noch dazu führen, daß sich das Individuum wie ein Kunstwerk selbst vollendete, und zwar im Sinne eines moralischen Kunstwerks, da die Universalität, die der einzelne anstrebt, gleichzeitig die des gesamten Staates sein sollte.

Dies bedarf der Erläuterung. Humboldts Berliner Zeit als Chef des Kultus und Unterrichts fällt historisch in einen interessanten Zeitraum. Denn in den Jahren zwischen 1792 und 1817 wandelte sich die Haltung der deutschen Intellektuellen allmählich von Staatsfeindschaft zum Staatsidealismus. Auch deshalb konnte ein Bildungsideal wie das Humboldtsche, obwohl es seinem Ursprung nach rein individualistisch war, zu einer umfassenden Bildungsidee werden. Es kommt darauf an, Humboldts Bildungsideal von der völlig abweichenden Nationalerziehung zu unterscheiden, wie sie bis 1809 im preußischen Staat verwirklicht war. Die Idee, daß Erziehung Sache des Staates sei - eine Idee, die Humboldt aufgriff -, gab es in Preußen schon seit dem 17. Jahrhundert. Sie ist im Grunde Teil jeder aufgeklärten absolutistischen Politik. Der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große hatten alle auf eine Staaterziehung gepocht und hielten Schulen für eine Staatsangelegenheit. Humboldt wollte allerdings keine Staaterziehung, sondern einen Erziehungsstaat. Er wollte, daß der Staat insgesamt durch dieselbe ideale Kraft getragen werden sollte wie der einzelne. Nur unter diesem Aspekt wollte er dem Staat Anteil an der Bildung des einzelnen geben. Ich möchte an dieser Stelle die Problematik der *Nationalstaaten*, wie sie sich historisch um diese Zeit zu entwickeln begannen, ausklammern. *Staat* soll hier allgemein und als formaler Begriff verstanden werden. Wichtig ist es aber doch zu betonen, daß es mit Hilfe der Humboldtschen Bildungsidee gelang, die alte soziale Spaltung des Bildungswesens nach Ständen in Preußen zu besei-

tigen. Die Identität der Bildung für den einzelnen und die Gesellschaft insgesamt, welche Humboldt anstrebte, erlaubte keine Privilegierung bestimmter sozialer Schichten.

Das aber hieß auch und vor allem, daß die Universität nicht als abgesonderte Bildungsstätte zu sehen war. Indem sich Bildung auf den ganzen Menschen bezog, umfaßte sie auch sein ganzes Leben. So war Humboldt dem Gedanken einer *Volksschule*, wie sie von Johann Heinrich Pestalozzi propagiert wurde, zugetan, da sie eine entsprechende Erziehung für alle von Anfang an garantierte - und dies, obwohl ihm vieles an Pestalozzis Ideen zu pedantisch und volkstümelnd war. Noch wesentlicher aber war für Humboldt der Zusammenhang zwischen gelehrter Schule, die er zum neuhumanistischen Gymnasium umzugestalten trachtete, und der Universität. Um noch einmal Spranger zu zitieren:

Seine Leistung, auf eine Formel gebracht, ist die staatliche Sanktion der formalen Universalität der Bildung auf allen Stufen des Unterrichts: auf der elementaren Stufe im Geiste Pestalozzis, auf der gelehrten Schule im Sinne des Neuhumanismus, und auf der Universität im Geiste der philosophischen Idee einer organischen Wissenschaftstotalität.[6]

Der Versuch, einen engen Zusammenhang zwischen Gymnasium und Universität herzustellen, der gerade auch aus den eigenen Bildungsinteressen Wilhelm von Humboldts entsprang, führte in der Folge allerdings zu einer Privilegierung der Philosophischen Fakultät an den Universitäten. Denn ein Bild des gesamten Menschen zu zeichnen, ist für Humboldt nun einmal die Aufgabe der Geisteswissenschaften. Daher gilt zumindest für das erste Drittel des 19. Jahrhunderts, daß die Naturwissenschaften im Verhältnis zu den Geisteswissenschaften nicht das ihnen angemessene akademische Prestige besaßen. So nannte Humboldt etwa Chemie und Botanik *schreckliche Wissenschaften*. Auf der anderen Seite erklärte er es zum Ideal, wenn auch künftige Tischler Gelegenheit hätten, Griechisch zu lernen. Diese Einstellung erinnert durchaus an Debatten innerhalb der geisteswissenschaftlichen Disziplinen der 60er Jahre dieses Jahrhunderts darüber, ob der akademisch gebildete Tankwart im Zuge der Selbstverwirklichung eines jeden einzelnen nicht zur Selbstverständlichkeit werden sollte.

Dennoch sollte man die Privilegierung der Geisteswissenschaften an den Universitäten auch nicht überbewerten. Man muß sich im Gegenteil vergegenwärtigen, daß trotz der kultur- und wissenschaftspolitischen Rolle, welche die Geisteswissenschaften an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts spielten, gerade das Ideal vom ganzheitlich gebildeten Menschen auch den Naturwissenschaften optimale institutionelle Entfaltungschancen bot. Denn eine solche Bildung sollte durch die *freie* Teilnahme am ebenso *freien* Leben der Wissenschaften erfolgen, und im gesamten Leben der Wissenschaften hatten die Naturwissenschaften selbstverständlich ihren Platz. Vor allem förderten sie *eine* Eigenschaft des Menschen, die Humboldt beinahe höher schätzte als jede andere. Ich meine die wissenschaftliche Neugier, die *curiositas*. Diese freie, allerdings theoretisch orientierte Neugier wird bei Humboldt in unumschränkte Rechte eingesetzt, und sie verbindet die Geistes- mit den Naturwissenschaften. In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll, das Bild Wilhelm von Humboldts um das seines Bruders Alexander von Humboldt zu ergänzen. Wilhelm vergleicht sich manchmal selbst mit

seinem Bruder, dem universalen Naturforscher, den er in bildungstheoretischer Hinsicht gewissermaßen als seinen Antipoden empfindet [7]. In einem Brief aus Rom an seine Frau Karoline schreibt Wilhelm von Humboldt: *Er [Alexander] hat von früh an nach außen gestrebt, und ich habe mir ganz früh schon nur ein inneres Leben erwählt.*[8]

An dieser Stelle wird der Gegensatz von Innen und Außen, der nicht nur mit der charakterlichen Disposition der Gebrüder Humboldt, sondern mit dem geisteswissenschaftlichen, beziehungsweise naturwissenschaftlichen methodischen Ansatz in Verbindung gebracht werden kann, problematisch. Von den *zwei Kulturen*, der letztlich unfruchtbaren Debatte darüber, ob die geistes- und naturwissenschaftlichen Disziplinen sich methodisch ausschließen oder nicht, war bei den Gebrüdern Humboldt zwar noch nie die Rede. Insofern ist es auch den historischen Tatsachen angemessen, daß vor der Berliner Universität den *beiden* Brüdern Humboldt ein Denkmal gesetzt wurde. Alexander von Humboldt war zwar Naturwissenschaftler und -forscher, doch war er zugleich tief vom Neuhumanismus geprägt. Der Gedanke an eine Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften kam denn auch erst mit der größeren Spezialisierung innerhalb der Wissenschaften im 20. Jahrhundert auf. Alexander von Humboldt galt noch als einer der letzten Universalgelehrten des Abendlandes. Doch die Innerlichkeit Wilhelm von Humboldts, die sich mit einem idealisierten Staat vertrug, sofern dieser gut organisiert war und gerade damit dem lebenslangen Bildungsstreben des einzelnen Spielraum bot, konnte sich auf die Dauer gegen einen außengeleiteten Wissenschaftsbegriff nicht behaupten.

Walter Ch. Zimmerli, der am Beginn dieser Vorlesungsreihe zu Ihnen gesprochen hat, vertritt die These, *die Universität des 19. Jahrhunderts sei eine der Geistes-, die des 20. eine der Naturwissenschaften gewesen, während die des 21. Jahrhunderts sich in Richtung auf eine Technologisierung zubewege* [9]. Dies mag oder mag auch nicht richtig sein. Das Beispiel der Gebrüder Humboldt könnte uns lehren, daß wir es möglicherweise nicht mit einer historischen *Abfolge* zu tun haben, sondern eher mit einer Expansion und zunehmenden Komplexität des Wissens. Paradoxe Weise geht aber damit - anders als für die Gebrüder Humboldt - der Glaube an die Notwendigkeit einer zunehmenden Spezialisierung des Wissens Hand in Hand. Um diese auseinanderstrebenden Tendenzen - zunehmende Komplexität und Unüberschaubarkeit des Wissens einerseits und zunehmende Spezialisierung innerhalb einzelner Wissenszweige andererseits - zusammenzuzwingen, bedarf es mehr als der Inter- oder auch Transdisziplinarität in den Sonderforschungsbereichen der Universitäten; mehr als eines Bekenntnisses zu *lean management* und *team work* nach dem Vorbild von Industrieunternehmen. Es bedarf eines neuen, wenn auch pragmatischen Ideals.

Allerdings ist auch das Humboldtsche Ideal zu keiner Zeit - selbst nicht an der neu gegründeten Universität zu Berlin - rein verwirklicht worden. Dies zeigt sich bereits daran, daß die Einheit von Forschung und Lehre immer mehr ein Postulat als gelebte Realität war. So hat auch die klassische Universität immer weitgehend berufsbildende Funktionen gehabt. Humboldt selbst hat wohl gespürt, daß sein idealistisches Leitbild im Leben der Universität auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen würde, die er halb resignierend zugab:

Da jede Einseitigkeit aus den höheren wissenschaftlichen Anstalten verbannt sein muß, so werden natürlich auch viele in denselben tätig sein können, denen dies Streben fremd, einige, denen es zuwider ist; in voller und reiner Kraft kann es überhaupt nur in wenigen sein; und es braucht nur selten und nur hier und da wahrhaft hervorzutreten, um weit umher und lange nachher zu wirken; was aber schlechterdings immer herrschend sein muß, ist Achtung für dasselbe bei denen, die es ahnen, und Scheu bei denen, die es zerstören möchten.[10]

Die Spannung zwischen Bildung und Ausbildung ist in der Humboldtschen Universitätsreform selbst schon angelegt. Dies war Humboldt bewußt, aber es bewog ihn nur, auch seinem Ideal einen pragmatischen Rahmen zu geben. Seit der Universitätsreform Humboldts verbinden sich mit dem akademischen Studium Aspirationen auf akademische Berufe, und in diesem Zusammenhang muß noch einmal auf die Bedeutung der großen philosophischen Fakultät hingewiesen werden, die am Anfang sowohl die Geistes- als auch die Naturwissenschaften umfaßte. Die philosophische Fakultät stand im Gegensatz zur theologischen, juristischen und medizinischen Fakultät, denen sie ein ergänzendes Studium Generale anbot. Im wesentlichen aber wurde die philosophische Fakultät durch die Humboldtsche Bildungsreform zur gymnasiallehrererbildenden Fakultät. Zwar hat sich der deutsche Professor mit seiner Rolle als Lehrer künftiger Lehrer immer nur schwach identifiziert, und daran hat auch die Einführung des Fachs Pädagogik wenig ändern können, aber die historische Tatsache bleibt bestehen, daß die Expansion der philosophischen Fakultät und der in ihr organisierten Wissenschaften im Humboldtschen Bildungssystem das Gymnasium und den Gymnasiallehrerstand zur Voraussetzung hat. Die damals erfolgende Einführung des Abiturs als einer Prüfung, die gleichzeitig die allgemeine Hochschulreife bescheinigt, ist ein deutliches Indiz dieses Zusammenhangs zwischen Gymnasium und Universität. Das aber bedeutet: Die Erwartung, das Studium in der philosophischen Fakultät lasse sich auf Zwecke beziehen, die nicht Zwecke der Vorbereitung auf Akademikerberufe sind, hat sich trotz des Humboldtschen Bildungsideals weitgehend als illusionär erwiesen. Seit Johann Gottlieb Fichte ist die idealistische Hochschulreform erfüllt von der Polemik gegen das Brotstudium. Aber es ist kein Zufall, daß Wilhelm von Humboldts praktische Universitätsreform zu dieser Polemik gerade nicht paßt.

In einem Artikel in der Stuttgarter Zeitung vom 24. Dezember 1993, *Führung als Motor der Erneuerung*, sagt Marcus Bierich, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Robert Bosch GmbH:

Führung heißt, die Kräfte im Unternehmen zu bündeln und auf die wichtigsten Zukunftsaufgaben zu richten. Die Mitarbeiter für neue Ideen zu gewinnen fällt um so leichter, je gründlicher sie informiert sind, je größer ihre Entscheidungsbefugnis ist, je besser sie ausgebildet sind.[11]

Neben der Qualität der Ausbildung spricht Bierich hier vor allem die Entscheidungsbefugnis, nicht nur des Unternehmers, sondern auch des Mitarbeiters an. Und hier spricht er meines Erachtens voll aus der Humboldtschen Tradition heraus, in der dem Individuum - sei es nun außen- oder innengeleitet - oberste Priorität eingeräumt wird. Denn wenn die Qualität der Ausbildung heute auch nicht mehr in dem Studium einer idealistischen Philosophie begründet sein kann, die - so etwa Humboldts Zeitgenosse Schelling - der Bildung für jedes einzelne

Fach vorangehen müsse, so ist es doch gerade der idealistische - dem Mitarbeiter Entscheidungsbefugnis zusprechende - verbunden mit dem pragmatischen - den Informationsgrad jedes einzelnen betreffende - Aspekt, der auch für ein technologisches Zeitalter noch von Relevanz sein kann.

Beim Neujahrsempfang der Universität Stuttgart am 14. 01. 1994 stellte Ortwin Renn, Mitglied des Vorstands der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, ein neues Technikleitbild für Deutschland vor, das nicht die Technikleitbilder aus den USA oder Japan kopiert, sondern sich an der deutschen Tradition zu orientieren sucht:

Ein solches Technikleitbild könnte die Problemorientierung sein. Problemorientierung heißt, sich die großen und kleinen Probleme, die wir bereits heute haben, und solche, die wir aller Wahrscheinlichkeit nach morgen haben werden, zum Leitmotiv und Selektionsinstrument für Innovationen zu machen. Mangel an Kandidaten gibt es wahrhaftig nicht: Umweltverschmutzung, Landschaftsverbrauch, Wassermangel, Grenzen individueller Mobilität, soziale Desorientierung, Alterspflege, Ernährung und viele andere mehr. Von den weltweiten Problemen, wie Hunger, Urbanisierung, Verelendung und Ressourcenübernutzung einmal ganz zu schweigen. [...] Dabei denke ich unter anderem an die exzellente Erforschung dieser Probleme durch die Forschung an den Hochschulen, durch das an der alten Tradition der Technikimmunität geschulte Denken in Systemkategorien und Effizienzkriterien sowie an die mit Sicherheit zu erwartende Akzeptanz und möglicherweise sogar Begeisterung für eine solche Vision in der Bevölkerung.

Wenn man berücksichtigt, daß Wilhelm von Humboldt der Meinung war, daß sich die Universität praktischen Geschäften für den Staat unterziehe und daß die Konzentration auf die Theorie während des Studiums die entscheidende Voraussetzung und bildungsmäßige Vorbereitung auf einen späteren staatlichen oder sonstigen *Dienst* war, dann ist die Art und Weise, wie die heutige Universität nach Meinung von Renn zur Entwicklung eines neuen gesellschaftlichen Technikleitbildes beitragen sollte, von der Humboldtschen Auffassung so verschieden nicht. Denn dieses Technikleitbild propagiert keine Technikakzeptanz, um gesellschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, die zuvor erst geweckt wurden, sondern es geht von einer Problem- und Bedarfsanalyse einer Staatengemeinschaft aus und verschreibt den Lehrenden und Lernenden an den Universitäten genau das, um was es Humboldt zufolge jedem Staat gehen muß: nicht das Wissen seiner Bürger nur als solches zu fordern, sondern Charakter und Handeln - wozu das Wissen, heute würden wir sagen: die Informationsverarbeitung, allerdings die Voraussetzung bilden. So wie schon Wilhelm von Humboldt es seinen Zeitgenossen voraus hatte, daß er eine idealistische Grundhaltung pragmatisch innerhalb eines vorgegebenen, aber im Wandel begriffenen Gesellschaftssystems zur Geltung zu bringen vermochte, indem er den gebildeten preußischen Staatsdiener schuf - genauso könnte auch heute ein neues Wissenschaftsverständnis an den Universitäten gesellschaftsverändernd wirken. Dies belegt die Aussage von Bierich. Die Frage der Technikakzeptanz und die immer wichtiger werdende Rolle der technischen Universitäten ist dabei von besonderer Brisanz als Ausdruck eines bestimmten Zeitgeistes, den es sowohl zu erfassen als auch zu beeinflussen gilt, so daß die eingangs gestellte Frage *Ist die Humboldt-Universität noch zu retten?* eindeutig mit *ja* beantwortet werden kann - nein: muß! Die Humboldtsche Universitätsreform bewies vor

allem, daß die deutsche Universität fähig war, sich anhand eines vorgesetzten Ideals im Zeitalter gesellschaftlichen Wandels selbst zu regenerieren. Und in dieser Tradition stehend, sollten auch wir versuchen, innovativ zu denken und zu handeln.

Literaturverzeichnis

- [1] Rühle, Otto: *Idee und Gestalt der Deutschen Universität: Tradition und Aufgabe.*- Berlin 1966. S. 81.
- [2] Spranger, Eduard: *Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens.*- Tübingen 1965. S. 60.
- [3] Humboldt, Wilhelm von: *Aus Briefen und Tagebüchern.*- Berlin 1953. S. 170.
- [4] Spranger: a. a. O., S. 47.
- [5] Marx, Karl: *Über die Differenz der demokratischen und epikureischen Naturphilosophie.*- Jena 1841.
- [6] Spranger: a. a. O., S. 15.
- [7] Rühle: a. a. O., S. 81.
- [8] Humboldt, Wilhelm von: *Werke.* Bd. IV.- Berlin 1960. S. 188.
- [9] Zimmerli, Walter Ch.: *'Fehlt leider! nur das geistige Band...'* *Über starke Schwächen unserer Hochschulausbildung.*- In: Hochschule im Europa der 90er, Schriften des Arbeitskreises Hochschulpolitik an der Universität Bamberg, Hrsg. Christof Krauskopf und David Nasse. S. 64.
- [10] Humboldt, Wilhelm von: *Werke.* A. a. O., S. 258.
- [11] Bierich, Marcus: *Führung als Motor der Erneuerung.*- In: Stuttgarter Zeitung, Nr. 291, 24. Dezember 1993. S. 13.